

Im Auftrag des Literarischen Forums Basel hat der Basler Autor Jan Lurvink einen Text zum Thema «Das Verborgene im Alltag – Mysterien» verfasst.

In klaren Nächten blicken Menschen zum Sternenhimmel hoch und erkennen neben dem grossen Zerdehnen von Raum und Zeit auch die Muster und Abdrücke menschlicher Lebens- und Sterbenswege. Andere wiederum kriegen bloss Lust, eine Zigarette zu rauchen.

«Astrologie? – Das ist eine uralte Wissenschaft», sagen jene. «Horoskope? – Das sind kleine Sprachköttel in Kioskheften», sagen diese.

Und während sie sterngucken – die Tabak- und die Tierkreisfreunde – werden sie befallen von kleinen Nackenkrämpfen und grossen Worten wie Unendlichkeit, Schicksalskräfte. Worte, die auf Fernes hinzielen, die Ausblicke gewähren könnten auf Hintergründe und Galaxien, wie teure Teleskope.

Leiden, Sünde, Glück – das sind Worte wie Fernrohre, schmale Durchgucke auf die dahinterliegenden Weiten.

Geist, Schöpfer, Erlösung – vor den Altklugen und Gernegrossen bleiben solche Wortlinsen beschlagen, die Buchstabenokulare geschlossen; dann gleichen sie altmodischen oder kaputtgegangenen Instrumenten.

Die Durchsichten durch solche Wort- und Namenskope wurden seit je streng gehütet, hinter Tempelwänden und Tapentüren versteckt. Wer in früheren Zeiten hochhinaus auf eine Wahrheit blicken wollte, musste bitteschön erst Zeugnis ablegen seiner Bereitschaft und Willensstärke, über Jahrzehnte, unter Lebensgefahren auch, musste sich zuallererst als würdig erweisen, das heisst: am Ende als Jungkluger und Gernekleiner herausstellen. Erst dann durfte er ein Auge ans Okular halten, Okkultes sichten.

Löse erst drei Rätsel, bewältige sieben Aufgaben, bestehe Mut- und Weisheitsproben. Trete als Entschlossener aus der Schar Unentschlossener hervor.

Noch heute gibt es Tempelschutzmauern und Zugangsprüfungen, die das Fussvolk abwehren, alle Unwürdigen und Vorschnellen von den «Teleskopen» fernhalten sollen. Verschlossene Pforten und bewachte Einlässe wie eh und je. Hindernisse auf allen Hinwegen. Zutrittsprüfungen, die vom aufgeklärten Verstand gar nicht als Prüfungen verstanden werden: etwa rabiate Gotteskrieger, engherzige Gläubige, Prunkpäpste, Fernseh-Wahrsagerinnen. Der Wall aus Pfusch, Betrug, Unsinn und Aufschneiderei bildet einen kreisrunden Abschreckbalken, über den viele Menschen lieber spotten als steigen.

Die Leichtgläubigen, Haltlosen, Übereifrigen werden in die Barrikaden mit eingebaut, die Selbstgenügsamen, Trägen zur Umkehr bewogen. Wenige Hartnäckige, Gewillte kommen durch, übersteigen mit Mühe und Geduld das Blödsinnsbollwerk und stossen vielleicht zum Dahinterliegenden vor, zum Innewohnenden, zum numinösen kleinen Spiegelteleskop zur grossen Welt. Die schauen dann, schlucken leer und schweigen lange.

Planeten umkreisen die Sonne, Elektronen den Atomkern, und dazwischen erstrecken sich riesige Räume. Alle Materie besteht fast nur aus Räumen! – Das haben wir in der Schule schon gelernt, haben gegähnt und uns baldmöglichst anderem zugewendet und zugleich abgewendet von der Frage, womit sich all diese Räume eigentlich füllen. Mit Geistigem? Mit Nichts?

Im Umfeld aller Sternwarten flammen Unruhen auf, Strassenrabatze. «Gottes Wille!» skandieren die einen, die anderen: «Reiner Zufall!» Schilder werden hochgehalten mit Parolen: «Vorherbestimmung und Verhängnis» oder: «Entscheidungsfreiheit und Selbstbestimmung».

Das eine Lager weiss alles Geschehen vorherbestimmt, auch die Fehlritte und Seitensprünge; Kugeln auf der Kullerbahn, die zwangsläufig in fremde Betten rollen, Gegners Kiefer brechen, aus der Kurve spicken, die beschädigt oder bequem liegen bleiben.

Die Gegenseite sieht aus dem Nichts ausnahmsweise einmal nicht nichts kommen, sondern einen ganzen Kosmos und eine ganze Erde. Und dem Nichts ging Bruder Zufall zur Hand, der gewöhnlich an einer einfachen Bananenkiste scheitert, an zwei passenden Hosenbeinen oder einer halben sinnvoll gereimten Strophe. Daneben wird die «Freiheit»-Keule geschwungen und mit dem Wort Schaum geschlagen in Autowerbungen und Parteiprogrammen.

«Schicksal» und «Freiheit» – zwei Begriffe, die man entweder in den Mund nimmt oder unter die Lupe legt, eins von beiden. Zwei Streitwaffen, die man schon strecken müsste, um über sie nachzudenken. Aber Nachdenklichkeit ist eine Spiel- und Spassverderberin. Sie entlarvt die meisten Fragen als Kostümfragen; Verkleidungen, in deren Vorderteil das Meckern steckt und im Hinterteil das Selbstmitleid.

Echte Fragen lassen sich nicht «in den Raum stellen». Man muss ihnen schon hinterherlaufen, muss sie schultern wie schwere Aufgaben, wie Reiseproviant, wie Ausklappleitern, wie Särge.

Auch deshalb fällt das Leiden, das Sterben und Trauern so schwer: Weil unter den Bannern, Parolen und Scheinfragen keine Tragehilfen zu finden sind. Der Trauernde muss am Ende Trost in der Poesie suchen, muss «fern» auf «Himmelsstern» reimen und sich vorstellen, die Seele des lieben Verstorbenen funkele oben am Nachthimmel. (Professor Astronome schreitet ein und stellt richtig: «Das stimmt im Fall nicht!»)

Die Seele, die als Stern am Himmel leuchtet? – Gleich wie Asteroiden und Kometen haben auch Plattitüden ihre Herkünfte und kommen nicht etwa aus dem Nichts geflogen. Das platte Bild vom Seelenstern am Himmelszelt spiegelt eine Aussicht: jene vom Himmel auf die Erde hinunter, auf den irdischen Finstergrund, der sich übersät zeigt mit Abermillionen Lichtern; Menschen funkeln dort unten am Erdenzelt.

Unter vielen schwachen Funzeln finden sich einige herrlich strahlende Menschensterne, die leben im Unauffälligen und sterben ohne Aufhebens, die wissen gar nicht, dass sie

ein besonderes Licht ausstrahlen. Die führen beschwerliche Leben, in denen sich Pech und Unglück Gutenacht sagen; fast scheint es, als laufe ein alter Wechsel zwischen Mühen und Leuchten.

Die Lebensläufe solcher Lichtträger sind keine Zuckerstangen, die sie jahrüber abschlecken dürfen. Wie Tanksäulen locken sie ihre Mitmenschen an und stacheln sie ungewollt zum Besseren oder Böseren auf. Dagegen sind viele Prominente, die am Drücker oder im Scheinwerferkegel sitzen, vom Himmel oben gar nicht zu erkennen, oder sie glimmen unauffällig im Chor der Schwachlichter.

Was da am Erdenzelt in allen Formen und Farben aufleuchtet, sind die erzielten Erträge, das Erworbene, Begriffene, Eräugte; Schweife aus Hellem, Licht reflektierende Taten und Reden, alle kleinsten Versuche, etwas mehr Bewusstheit zu schaffen, an «Geist» ein wenig reicher zu werden. Dagegen bleibt alles Versäumte, Blindgelebte, Bequemliche, und alles Bösertige sowieso, im Dunkeln.

Aber was heisst schon Geist? – Noch ein uraltes, verlottertes Vokabelteleskop. Es soll alle Überwelt auf seine fünf Buchstäbchen verkleinern und noch Raum freilassen für Jahrmarktbahnen und Gruselgeschichten; Kosmos und Kirme in einer blossen Silbe. Geist – eine Seifenblase, ein Juxwort, ein Springender Punkt. Und wie alle Springenden Punkte wird auch dieser in schöner Regel für verschwunden oder überwunden erklärt; Schlaumeier folgern daraus, es habe ihn überhaupt niemals gegeben.

Das ist der Trick der Springenden Punkte: Sie lassen leere Hütten zurück, geräumte Lager, gemauerte Institutionen, die besetzt werden können von Nachzüglern und Streunern; so verwischen sie ihre Spuren und werden, wo immer sie neu auftreten, nicht erkannt. Die Guten Geister gehen so vor; wer sich daranmacht, sie einzuzäunen, den haben sie bereits verlassen. Und die Bösen Geister tun es gleich. Auch «der Teufel» ist so ein Springender Punkt: Wer mit dem Finger auf ihn zeigt, dem sitzt er schon im Nacken.

«Geistiges» behält sich nicht in Kirchen, Tempeln, Moscheen oder Synagogen, schmort nicht in Büchern wie Braten im Ofen und lässt sich nicht horten in Tabernakeln wie Schmuck und Aktienpapier.

Geistiges läuft nur im Freien zu Hoheit und Blüte auf, lässt sich jederzeit und allorts finden von einem, den nichts weiter qualifiziert als die Bereitschaft, Fund und Folgen durch sein Leben weiterzutragen.

Die alten Mysterien sind aus den Mauern aller Religionen und Weltanschauungen ausgebrochen, haben sich unter die Leute gemischt mit Falschbart und ins Gesicht gezogener Krempe, haben sich verkleidet, z.B. in ein abgenutztes Sprichwort wie «Jeder ist seines Glückes Schmied», oder haben sich hinter ein Zuckerbeutelchen geduckt, auf dem zu lesen steht: «Man sieht nur mit dem Herzen gut.» Sie lassen sich auf öffentlichen Plätzen flachtreten, um unerkannt zu bleiben. Sie warten geduldig, bis sich einer aus freien Stücken die Mühe des Bückens und Aufklaubens macht.

Das «Allmächtige» hat sich verfeinstofflicht und auf alles drauf- und in alles dreingelegt, so dass der Mensch daran vorbeilatschen oder es zu allem Möglichen, Eigensüchtigen verwenden kann.

Sternwarten sind darum wichtig. Sie gestatten dem Suchenden einen Blick durchs Teleskop, «auf dass er klug werde» – und nicht optischen Täuschungen nachlebe. Sie stellen die Grössenverhältnisse klar, entzerren die Perspektiven. Dann kann das Vordergründige, Alltägliche nicht länger die Sicht versperren auf das Grosseganze.

«Das Verborgene im Alltag – Mysterien»: Mi 13. und Do 14.6., 20 h, Sternwarte Basel ▶ S. 47



Jan Lurvink

geboren 1965 im Fricktal, lebt in Basel als Musiker und Autor, als zweifacher Stiefvater, einfacher Vater und liebender Gatte. Spielt Orgel an der Allschwiler Christuskirche und in den Kapellen des Basler Friedhofs am Hörnli. Hat bislang zwei Romane veröffentlicht: «Windladen», 1998, und «Lichtung», 2005 (beide DuMont-Verlag, Köln).